

Kocka, Jürgen

**Book Part**

## Theorien in der Geschichtswissenschaft

**Provided in Cooperation with:**

WZB Berlin Social Science Center

*Suggested Citation:* Kocka, Jürgen (1982) : Theorien in der Geschichtswissenschaft, In: Paul Leidinger (Ed.): Theoriedebatte und Geschichtsunterricht: Sozialgeschichte, Paradigmawechsel und Geschichtsdidaktik in der aktuellen Diskussion. Vorträge auf der Jahrestagung des Landesverbandes nordrhein-westfälischer Geschichtslehrer am 23. November 1981 in Essen, ISBN 3-506-23953-8, Schöningh, Paderborn, pp. 7-27

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/112348>

**Standard-Nutzungsbedingungen:**

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

**Terms of use:**

*Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.*

*You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.*

*If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.*



## WZB-Open Access Digitalisate

## WZB-Open Access digital copies

---

Das nachfolgende Dokument wurde zum Zweck der kostenfreien Onlinebereitstellung digitalisiert am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB). Das WZB verfügt über die entsprechenden Nutzungsrechte. Sollten Sie sich durch die Onlineveröffentlichung des Dokuments wider Erwarten dennoch in Ihren Rechten verletzt sehen, kontaktieren Sie bitte das WZB postalisch oder per E-Mail:

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH  
Bibliothek und wissenschaftliche Information  
Reichpietschufer 50  
D-10785 Berlin  
E-Mail: [bibliothek@wzb.eu](mailto:bibliothek@wzb.eu)

The following document was digitized at the Berlin Social Science Center (WZB) in order to make it publicly available online.

The WZB has the corresponding rights of use. If, against all possibility, you consider your rights to be violated by the online publication of this document, please contact the WZB by sending a letter or an e-mail to:

Berlin Social Science Center (WZB)  
Library and Scientific Information  
Reichpietschufer 50  
D-10785 Berlin  
e-mail: [bibliothek@wzb.eu](mailto:bibliothek@wzb.eu)

---

Digitalisierung und Bereitstellung dieser Publikation erfolgten im Rahmen des Retrodigitalisierungsprojektes **OA 1000+**. Weitere Informationen zum Projekt und eine Liste der ca. 1 500 digitalisierten Texte sind unter <http://www.wzb.eu/de/bibliothek/serviceangebote/open-access/oa-1000> verfügbar.

This text was digitizing and published online as part of the digitizing-project **OA 1000+**. More about the project as well as a list of all the digitized documents (ca. 1 500) can be found at <http://www.wzb.eu/en/library/services/open-access/oa-1000>.

Jürgen Kocka

## Theorien in der Geschichtswissenschaft

### I. Zwei Bedeutungen von „Theorie“

Die Forderung nach „mehr Theorie“ in der Geschichtswissenschaft, wie sie vor allem seit Mitte der 60er Jahre hierzulande immer häufiger erhoben worden ist, hatte und hat mehrere Bedeutungen. Ich möchte zwei hervorheben. Zum einen ist da Theorie im Sinne von Theorie der Geschichtswissenschaft, im Sinne von „Historik“. *Geschichtstheorie* in diesem Verständnis grenzt an Philosophie und Erkenntnistheorie. Sie fragt z. B., wodurch sich die Geschichtswissenschaft von anderen Wissenschaften unterscheidet, ob sie eher eine Geistes- oder eher eine Sozialwissenschaft sei. Hier führt man die Diskussion über Hermeneutik und analytische Wissenschaftstheorie, über das Verhältnis von Verstehen und Erklären. Hier geht es um Wertfreiheit und Wertbezogenheit von Wissenschaft, Parteilichkeit und Objektivität. Dies sind nur einige Beispiele. *Geschichtstheorie* in diesem Sinn hat eine lange Tradition; sie ist so alt wie die Geschichtswissenschaft selbst. Aber diese grundsätzlich-theoretische Debatte schwoll in den 60er Jahren an. Karl-Georg Fabers „Theorie der Geschichtswissenschaft“ (erstmalig 1971) zog eine erste Bilanz und wurde zum Standardbuch. 1973/74 entstand ein Arbeitskreis „Theorie der Geschichte“ (Historiker, Philosophen, Sozialwissenschaftler), der bisher drei Tagungsberichte in Taschenbuchform veröffentlichte - ein vierter ist in Vorbereitung. Dies sind jedoch nur zwei Beispiele. Die Bibliographie einschlägiger Titel wäre riesig. Lehrstühle für Theorie der Geschichte wurden neu eingerichtet, so in Bielefeld (Reinhard Koselleck) und in Bochum (Jörn Rüsen).<sup>1</sup>

Aber wenn Historiker „mehr Theorie“ forderten und andere sich skeptisch dagegen wandten, meinte Theorie oft etwas anderes. So forderte der Althistoriker Christian Meier eine Theorie politischer Parteilichungen, um besser das Wesentliche der Politik in der griechischen Polis zu erfassen. Ob Theorien der sozialen Schichtung helfen können, die Eigenarten sozialer Ungleichheit in Städten und Dörfern des späten Mittelalters zu erkennen, diskutierte der Wiener Sozialhistoriker Michael Mitterauer. Und Hobsons, Lenins wie Schumpeters Imperialismustheorien wurden herangezogen, um die äußere Politik der großen Mächte im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert besser erklären und einordnen zu können.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> R. Koselleck, W. J. Mommsen u. J. Rüsen (Hg.), *Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft*, München 1977; K.-G. Faber u. Ch. Meier (Hg.), *Historische Prozesse*, München 1978; J. Kocka u. Th. Nipperdey (Hg.), *Theorie und Erzählung in der Geschichte*, München 1979 – H. Berding, *Bibliographie zur Geschichtstheorie*, Göttingen 1977.

<sup>2</sup> Ch. Meier, *Der Alltag des Historikers und die historische Theorie*, in: H. M. Baumgartner u. J. Rüsen, *Seminar: Geschichte und Theorie*, Frankfurt 1976, S. 36-58, bes. S. 48 f.; M. Mitterauer, *Probleme der Stratifikation in mittelalterlichen Gesellschaftssystemen*, in: J. Kocka (Hg.), *Theorien in der Praxis des Historikers (= Geschichte und Gesellschaft [GG], Sonderheft 3, Göttingen 1977)*, S. 13-43; dazu J. Ellermeyer, „Schichtung“ und „Sozialstruktur“ in spätmittelalterlichen Städten. Zur Verwendbarkeit sozialwissenschaftlicher Kategorien in historischer Forschung, in: GG 6, 1980, S. 125-49. H.-U. Wehler (Hg.), *Imperialismus (=NWB 37)*, Köln 1970 (Königstein 1979), bes. S. 11-36; W. J. Mommsen, *Imperialismustheorien. Ein Überblick über die neueren Imperialismusinterpretationen*, Göttingen 1977.

Theorie in diesem zweiten Sinn ist gegenstandsbezogene Theorie, nicht Meta-Theorie wie im zuerst genannten Sinn. Als gegenstandsbezogene Theorie ist sie vor allem ein *Instrument* des Historikers, um die Vielfalt der Quellen und Daten auswählen und erschließen, ordnen und strukturieren zu können, Fragen zu entwickeln und voranzutreiben, Probleme zu identifizieren und vielleicht auch zu lösen. Theorien in diesem Sinn sind explizite und konsistente Begriffs- und Kategoriensysteme, die – ohne aus den Quellen ableitbar zu sein – der Identifikation, Erschließung und Erklärung bestimmter historischer Gegenstände oder Probleme dienen.<sup>3</sup>

Beide Bedeutungen von Theorie hängen zusammen. Die Faszination mancher Theorieentwürfe beruht gerade darauf, daß sie Theorie in beiden hier entwickelten Bedeutungen anzubieten versuchen.<sup>4</sup> Im folgenden geht es aber primär um Probleme von Theorie im zweiten Sinn, um gegenstandsbezogene Theorie. Diese Reflexion über die Rolle von Theorien in der Geschichtswissenschaft ist allerdings selbst ein Beitrag zur Theoriedebatte im ersten Sinn.

## II. Grundlinien der neueren Theoriedebatte

Die Forderung nach „mehr Theorie“ (in beiden Bedeutungen) erlebte in den späten 60er Jahren und in der ersten Hälfte der 70er Jahre einen gewissen Höhepunkt. In der großen Mehrzahl der Fälle wurde sie vorgetragen als Teil geschichtswissenschaftlicher Traditionskritik und als Teil eines Plädoyers für eine gewisse, oder auch eine radikale, Neuorientierung des Faches. Oft – aber nicht notwendig – verknüpfte sich die Forderung nach mehr Theorieorientierung mit anderen revisionistischen Wünschen, etwa mit der Forderung, die Sozialgeschichte stärker zu betonen, oder mit der Forderung, die gesellschaftlich-praktische Funktion der Geschichtswissenschaft in emanzipatorischer Absicht ernster zu nehmen. Wieso hatte die Forderung nach mehr Theorie diese traditionskritische Note, warum verband sie sich so oft mit anderen Neuorientierungsforderungen? Man kann das nur verstehen, wenn man sich klar macht, in welcher historiographischen Situation jene Forderung nach mehr Theorie gestellt wurde und aus welchen Antrieben sie entstand.

So facettenreich die Geschichtswissenschaft traditionell auch gewesen ist und so riskant schnelle Generalisierungen sein mögen, das vorherrschende Paradigma<sup>5</sup> jedenfalls der deutschen Universitäts-Historie im 19. und frühen 20. Jahrhundert war der

<sup>3</sup> Siehe des Näheren Kocka (Hg.), *Theorien in der Praxis des Historikers*, S. 9-12, 178-188.

<sup>4</sup> Vgl. z. B. die theoretischen Aufsätze von R. Koselleck, jetzt in seinem Sammelband: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt 1979; und vom selben Autor die empirische Studie: *Preußen zwischen Reform und Revolution. Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung von 1791-1848*, Stuttgart 1967 (19752); sowie das hauptsächlich von K. konzipierte Lexikon: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hg. v. O. Brunner u. a., bisher Bd. 1, 2, 4, Stuttgart 1972, 1975, 1978.

<sup>5</sup> Mit „Paradigma“ sind hier die miteinander verknüpften, teils anerkannten und teils selbstverständlichen Grundregeln gemeint, die die Ausrichtung einer Wissenschaft bestimmen und insbesondere ihre Hauptprobleme definieren wie auch die ihr möglichen Problemlösungen begrenzen. Zur Problematik dieses im Anschluß an Th. S. Kuhn populär gewordenen Begriffs vgl. vor allem: D. A. Hollinger, *T. S. Kuhn's Theory of Science and Its Implications for History*, in: *American Historical Review* 78, 1973, S. 370-93; daneben den Beitrag von K. Repgen in diesem Heft. Die Vieldeutigkeit des Begriffs erfordert jedoch nicht seine Eliminierung, sondern vielmehr seine Umschreibung für den jeweiligen Zweck.

Historismus. Dieser Begriff wird wie viele andere Zentralbegriffe unserer Wissenschaft nicht von allen in derselben Bedeutung gebraucht, und es empfiehlt sich, zu umreißen, was hier damit gemeint ist. Mit *Historismus* meine ich eine in sich vielfältige, von so verschiedenen Autoren wie Niebuhr, Ranke, Droysen, Dilthey, Rickert, Troeltsch und Meinecke beeinflusste Theorie der Geschichte und Praxis der Geschichtswissenschaft, deren Leistungen und Fehlschläge, Chancen und Grenzen, Entwicklungsstufen und Varianten hier keineswegs abgeschrieben werden können. Im Zusammenhang der Theorie-debatte interessieren vielmehr nur einige, allerdings zentrale Eigenarten des Historismus: zunächst seine Betonung der historischen Individualität und der historischen Entwicklung, die sich angeblich der Erfassung durch generalisierende, systematische Zugriffe entziehen. Gemäß historischen Prinzipien galt als Aufgabe des Historikers vor allem, historische Phänomene aus ihren eigenen Bedingungen und nach den Maßstäben ihrer Zeit zu verstehen und quellennah darzustellen, statt sie mit Hilfe analytischer Zugriffe zu erklären oder gar an Maßstäben der Gegenwart zu messen. Der sich spätestens seit Niebuhr und Ranke durchsetzenden historisch-kritischen Methode war die Vorliebe für literarisch-sprachliche Quellen und für hermeneutisch-verstehende Auslegungen eigentümlich. Damit hing zusammen, daß diese Methode eher dazu befähigte, die Motive, Haltungen, Entscheidungen und Handlungen historischer Personen zu erschließen als die Zustände, Verhältnisse und Strukturen vergangener Zeit. Mit dieser theoretisch-methodischen Grundentscheidung ging auch eine gewisse Neigung, jedenfalls der Neuzeit-Historie, Hand in Hand, politische Phänomene als besonders untersuchenswert und Staaten als hervorgehobene Subjekte der Geschichte zu sehen. Doch ist diese – nie absolute – Politik- und Staatsorientierung herkömmlicher Neuzeit-Historie auch durch andere Ursachen bedingt und überdies nicht notwendig mit den theoretisch-methodischen Grundentscheidungen des Historismus verbunden. Diese aber waren es, die die meisten Historiker dazu veranlaßten, den aufsteigenden systematischen Sozialwissenschaften eher skeptisch gegenüberzustehen, Quantifizierung gering zu achten, von expliziter Begriffsreflexion, von Modellen und Theorien nicht allzu viel zu halten und etwa auch den systematischen Vergleich, zu dem kontrafaktisches Fragen hinzugehört, eher zu meiden. Theorieskepsis war Teil des historischen Paradigmas, und dieses herrschte – trotz Ausnahmen, Widersprüchen und Gegenbewegungen – vor, jedenfalls in der deutschen akademischen Neuzeit-Historie.<sup>6</sup>

<sup>6</sup> Siehe als knappe Einführung mit Literaturangaben: J. Rüsen, „Historismus“, in: K. Bergmann u. a. (Hg.), Handbuch der Geschichtsdidaktik, Bd. 1, Düsseldorf 1979, S. 89-92; dann: G. G. Iggers, Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart, München 1971; K.-G. Faber, Ausprägungen des Historismus, in: HZ 228, 1979, S. 1-22; Th. Nipperdey, Historismus und Historismuskritik heute, in: ders., Gesellschaft, Kultur, Theorie, Göttingen 1976, S. 59-73; J. Rüsen, Zur Kritik des Neohistorismus, in: Zeitschrift für Philosophische Forschung 33, 1979, S. 243-263. – Etwas anders stellt sich die Situation in der älteren Mediävistik und in der Landesgeschichte dar – vor allem was die Konzentration auf Politik- und Staatsgeschichte angeht, die dort nicht so gegeben war –, obwohl die sonstigen genannten Grundzüge historischer Geschichtsauffassung auch dort nicht fehlten. Man sollte auch nicht die Werke der im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert historisch orientierten Nationalökonomie anführen, um zu beweisen, daß die deutsche Geschichtswissenschaft immer schon Sozial- und Wirtschaftsgeschichte bzw. Strukturgeschichte betrieben habe. Die obigen Bemerkungen jedenfalls beziehen sich auf die akademische Geschichtswissenschaft, besonders auf die Neuzeitgeschichte.

Besonders nach 1945 wurden Bemühungen sichtbar, dieses historische Paradigma – zwar nicht zu ersetzen oder zu zerstören – aber doch zu ergänzen, zu modifizieren und von seinen Einseitigkeiten zu befreien. Kritik am Historismus und Kritik an dessen Theorieskepsis gingen Hand in Hand. Was waren die Antriebe?

1. Die Erfahrungen der totalitären Diktatur, eines zweiten Weltkriegs und des Zusammenbruchs hatten nationalstaatliche oder auch idealistische Orientierungen tief in Frage gestellt, die die meisten Historiker traditionell mit wichtigen Strömungen der gebildeten Öffentlichkeit geteilt hatten. Entsprechend wurden Teile des überlieferten geschichtswissenschaftlichen Paradigmas in Frage gestellt, das, wie gesagt, die Einsicht in die Wirkungsmächtigkeit und Dynamik sozial-ökonomischer Veränderungen und gesellschaftlicher Massenphänomene erschwert hatte. Hier können die Stationen dieses Reorientierungsprozesses nicht nachgezeichnet werden. Gerhard Ritters Historikertags-Rede von 1949 und Otto Brunners, Theodor Schieders und Werner Conzes Plädoyer für Strukturgeschichte in den frühen 50er Jahren wären hier ebenso zu nennen wie die Arbeiten Fritz Fischers seit 1961/62 und die Anstöße Hans Rosenbergs in den 60er Jahren.<sup>7</sup> Ganz allmählich wurde es akzeptabler und üblicher, Politik und Kultur „von der Gesellschaft her“ zu begreifen, sozio-ökonomische, sozio-politische und sozio-kulturelle Phänomene zu untersuchen und überhaupt Kollektivitäten, Strukturen und Prozesse zu thematisieren. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Themen und Sichtweisen gewannen an Boden.

Je mehr das geschah, desto offensichtlicher wurde es aber, daß man dazu neue analytische Instrumente brauchte. Es mochte ja möglich, wenn auch sicher nicht optimal sein, politische Entscheidungen und Institutionen, Ideen und internationale Beziehungen ohne Rückgriff auf politik- und sozialwissenschaftliche Theorien zu studieren. Aber es stellte sich als außerordentlich schwierig heraus, ökonomisches Wachstum und Konjunkturen oder die Beziehungen zwischen sozialen Klassen historisch zu erforschen, ohne sich um Fragestellungen und Theorien zu bemühen, wie sie von Ökonomen und Soziologen entwickelt worden waren. Je mehr sich also die Geschichtswissenschaft Gegenstands- und Problembereichen zuwandte, die bisher für sie nicht zentral gewesen waren, desto stärker wurde ihr Interesse an gegenstandsbezogenen Theorien.

2. Außerdem ist auf den in der Bundesrepublik nach 1950 beschleunigten Aufstieg der systematischen Sozialwissenschaften – vor allem der Soziologie und der Politikwissenschaft – zu verweisen. Damit hing nämlich zum *einen* der relative Statusverlust der Geschichtswissenschaft und eine vorübergehende Erschütterung ihres Selbstbewußtseins (vor allem in den 60er und frühen 70er Jahren) zusammen. Eine Infragestellung, die zu theoretisch-methodologischer Reflexion anregte – zwecks Selbstvergewisserung, zwecks Abwehr der neuen Herausforderungen, zwecks Verteidigung oder Rückeroberung von Positionen, die man in der öffentlichen Diskussion, in den Lehrplänen der Schulen oder in den Universitäten zu verlieren drohte oder verlor. Zum *andern* schienen die systematischen Sozialwissenschaften Methoden, Begriffe, Modelle und Theorien zu bieten, die die Erforschung von überindividuellen Phänomenen; von Strukturen und Prozessen erleichterten, z. T. überhaupt erst ermöglichten. Einige Bereiche der Geschichtswissen-

<sup>7</sup> Vgl. G. Ritter, Gegenwärtige Lage und Zukunftsaufgaben deutscher Geschichtswissenschaft, in: HZ 170, 1950, S. 1-22; W. Conze, Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht, Köln 1957; Th. Schieder, Der Typus in der Geschichtswissenschaft (1952), in: ders., Staat und Gesellschaft im Wandel unserer Zeit, München 19702, S. 172-187; F. Fischer, Griff nach der Weltmacht, Düsseldorf 1961; H. Rosenberg, Große Depression und Bismarckzeit. Wirtschaftsablauf, Gesellschaft und Politik in Mitteleuropa, Berlin 19672.

schaft öffneten sich weit gegenüber den systematischen Nachbarwissenschaften und verstärkten dadurch ihre Theorieorientierung, wenn auch nirgends, wie es scheint, die Unterscheidung zwischen Geschichtswissenschaft und systematischen Sozialwissenschaften ganz verwischt worden ist.<sup>8</sup>

3. Schließlich ist auf einen dritten Impuls hinzuweisen, der einige Historiker aufgeschlossener für Theorie machte. In den späten 60er und frühen 70er Jahren plädierte eine Minderheit von damals meist jüngeren Neuzeit-Historikern für eine praktisch engagierte Geschichtswissenschaft, deren kritische Potenz sich nicht in Quellenkritik erschöpfen sollte, sondern sich auch gegenüber der eigenen Tradition wie gegenüber gängigen Ideologien und schlecht legitimierbaren Verhältnissen der Gegenwart beweisen sollte. Diese Historiker teilten das u. a. politisch motivierte Interesse an langfristig wirksamen Faktoren, die erklären, warum Deutschland als einziges hochentwickeltes Industrieland in der Zwischenkriegszeit faschistisch wurde. Auch von diesem Interesse her lag ihnen eine kritische Sicht der deutschen Geschichte (im Vergleich zum westlichen Ausland) nahe, eine Sicht, die in der heute wieder intensivierten Sonderweg-Debatte in Frage gestellt wird.<sup>9</sup> Die Reformbewegungen der 60er Jahre und ihre intellektuellen Vorbereiter (wie die Frankfurter Schule) beeinflussten diese Historiker, wenn sie sich für eine praktisch engagierte Geschichtswissenschaft in emanzipatorischer Absicht einsetzten und sich, unbeschadet vieler politischer Unterschiede, in der Regel links von der Mitte eingeordnet haben dürften. Beispiele sind Hans-Ulrich Wehlers einflußreiche Arbeiten seit 1965, als er die Aufsätze Eckart Kehrs unter dem Titel „Primat der Innenpolitik“ herausgab, sowie Arbeiten von Hans Mommsen, Wolfgang Mommsen, Dieter Groh und Jörn Rüsen. Die Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft“ entstand 1975 aus dieser, im übrigen sehr heterogenen, Diskussions- und Forschungsströmung.<sup>10</sup>

<sup>8</sup> Im Ausland ist man in dieser Hinsicht teilweise weitergegangen. An der Universität von Rotterdam z. B. besteht ein Fachbereich für „Gesellschaftsgeschichte“, in dem Historiker, Soziologen, Ökonomen, Psychologen und Politikwissenschaftler integrierte Studiengänge anbieten und Studenten in interdisziplinärer, theorieorientierter Geschichtswissenschaft ausbilden. — Zur internationalen Debatte vgl. die von H.-U. Wehler hg. Sammelbände „Geschichte und Soziologie“ sowie „Geschichte und Ökonomie“ (Köln 1972 u. 1973). Siehe auch P. C. Ludz (Hg.), *Soziologie und Sozialgeschichte* (=Kölnner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 16), Opladen 1973; W. Schulze, *Soziologie und Geschichtswissenschaft*, München 1974.

<sup>9</sup> Siehe D. Blackbourn u. G. Eley, *Mythen deutscher Geschichtsschreibung*, Frankfurt usw. 1980; D. P. Calleo, *Legende und Wirklichkeit der deutschen Gefahr. Neue Aspekte zur Rolle Deutschlands in der Weltgeschichte von Bismarck bis heute*, Bonn 1980; kritisch dazu: H.-U. Wehler, „Deutscher Sonderweg“ oder allgemeine Probleme des westlichen Kapitalismus?, in: *Merkur* 1981, Heft 5, S. 478-87; H. A. Winkler, *Der deutsche Sonderweg: Eine Nachlese*, in: *Merkur* 1981, Heft 8, S. 793-804.

<sup>10</sup> Vgl. E. Kehr, *Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert*, hg. u. eingeleitet von H.-U. Wehler, Berlin 1965 (19763); H.-U. Wehler, *Historische Sozialwissenschaft und Geschichtsschreibung. Studien zu Aufgaben und Traditionen deutscher Geschichtswissenschaft*, Göttingen 1980 (Sammlung seiner theoretischen und programmatischen Aufsätze). — W. J. Mommsen, *Geschichtswissenschaft nach dem Historismus*, Düsseldorf 1971; H. Mommsen, *Zum Verhältnis von politischer Wissenschaft und Geschichtswissenschaft in Deutschland*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 9, 1962, S. 341-372; D. Groh, *Kritische Geschichtswissenschaft in emanzipatorischer Absicht*, Stuttgart 1973; J. Rüsen, *Für eine erneuerte Historik. Studien zur Theorie der Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 1976; J. Kocka, *Sozialgeschichte. Begriff, Entwicklung, Probleme*, Göttingen 1977; *Geschichte und Gesellschaft* 1, 1975, Heft 1, S. 5-7 (Vorwort der Herausgeber). — Mit anderen Akzentsetzungen: I. Geiss u. R. Tamchina (Hg.), *Ansichten einer künftigen Geschichtswissenschaft*, I, München 1974; wieder anders: *Das Argument* 70 u. 75, Berlin 1972 (u. d. T. „Kritik der bürgerlichen Geschichtswissenschaft I u. II“); s. auch als Überblick über die Theoriediskussion 1969-1973: A. Sywottek, *Geschichtswissenschaft in der Legitimationskrise*, Bonn 1974.

Die Betonung der gesellschaftlichen Funktionen – also des Praxisbezugs – der Geschichtswissenschaft, die Kritik am überkommenen Historismus und die Forderung nach Theorieorientierung gingen dabei Hand in Hand. Das historische Prinzip, Phänomene der Vergangenheit soweit wie möglich in den Kategorien ihrer Zeit und nach deren Maßstäben zu interpretieren, wurde aufgrund seines ihm eigenen Konservatismus kritisiert. Vielmehr sei es notwendig, vergangene Phänomene explizit auf heutige Fragen, Begriffe und Erkenntnisziele zu beziehen, wenn die Gefahr einer bloß am Status quo orientierten Geschichtswissenschaft vermieden werden sollte. Die Voraussetzungen, leitenden Erkenntnisinteressen, Auswahlkriterien und theoretischen Implikationen historischer Arbeit sollten offengelegt werden, so daß sie besser diskutiert und mit widerstreitenden und ergänzenden Gesichtspunkten und Theorien konfrontiert werden könnten. Erkenntnistheoretisch gesehen war dieses Plädoyer für das Offenlegen sonst stillschweigend mitgeschleppter Prämissen, d. h. eben für theoretische Reflexion, in der kritischen Tradition Max Webers verwurzelt, nicht so sehr in marxistischen Traditionen – wenn auch in einzelnen historischen Interpretationen marxistische Ansätze einen gewissen Einfluß errangen, der allerdings bei uns sehr viel begrenzter geblieben ist als in Frankreich oder England.<sup>11</sup>

Soweit drei wichtige Antriebe der jüngeren Theoriedebatte und Theorieorientierung in der Geschichtswissenschaft.<sup>12</sup> Etwa seit Mitte der 70er Jahre ist diese Debatte ein wenig abgeflaut, und auch der Ruf nach „mehr Theorie“ wurde leiser. Auch dafür möchte ich drei Gründe hervorheben:

1. Theoretisch orientierte Geschichtswissenschaft war zu jedem Zeitpunkt die Sache einer allerdings wachsenden Minderheit von Historikern. Die Skepsis der Mehrheit wurde nie ganz überwunden. Worauf fußt diese Skepsis, wie begründet sie sich? Das ist gar nicht so leicht zu sagen, denn ganz im Gegensatz zu den Verteidigern der Theorieorientierung hielten sich die Gegner und Skeptiker mit expliziten, diskutierbaren Argumenten eher zurück. Theoretische Begründungen von Theorieskepsis sind selten.<sup>13</sup>

Zweifellos spielte und spielt aber die Überzeugung eine Rolle, daß man doch bisher, auch ohne viel Theorie, recht gut zurechtgekommen sei und von daher die vorgeschlagenen Neuerungen nicht gar so nötig brauche. Sicher spielte und spielt auch eine Rolle, daß theoretisch orientierte Geschichtswissenschaft sehr hohe Anforderungen stellt, wenn man sie angemessen, und das heißt vor allem: in enger Verknüpfung von Theorie und Empirie, betreiben will. Es ist eben vergleichsweise einfach, eine Geschichte des Nationalsozialismus zu schreiben, in dem man die führenden Personen, besonders Hitler, betont und, von einer Entscheidungssituation zur anderen fortschreitend, erzählt. Es ist übrigens auch relativ einfach, nur abstrakt von Faschismustheorien zu reden. Schwierig und anspruchsvoll ist es dagegen, die Strukturgeschichte des nationalsozialistischen

<sup>11</sup> Es fehlt in der westdeutschen Sozialgeschichte an so deutlich marxistisch ausgerichteten und zugleich gewichtigen Figuren wie E. Hobsbawm, E. P. Thompson oder Ch. Hill sowie den Traditionen, die sie begründeten.

<sup>12</sup> Vgl. als gelungenen Überblick über die hier nur skizzierte Entwicklung: G. Heydemann, *Geschichtswissenschaft im geteilten Deutschland. Entwicklungsgeschichte, Organisationsstruktur, Funktionen, Theorie- und Methodenprobleme in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR*, Frankfurt 1980, S. 19-136.

<sup>13</sup> Siehe aber G. Mann, Plädoyer für die historische Erzählung, in: Kocka/Nipperdey (Hg.), *Theorie und Erzählung in der Geschichte*, München 1979, S. 40-56, sowie seine dort abgedruckte Auseinandersetzung mit H.-U. Wehler; K. Reppen, *Methoden- oder Richtungskämpfe in der deutschen Geschichtswissenschaft seit 1945?*, in: *GWU* 30, 1979, S. 591-607.



Deutschland, die sich nicht so leicht erzählen läßt, sondern theoretisch orientierter Analyse bedarf, in den Mittelpunkt zu stellen, um in diesem Rahmen die Handlungen und Entscheidungen, die Ereignisse und Abläufe zu erzählen. Dazu braucht es Konjunkturuntersuchungen und Analysen der Klassenstruktur, Verfassungsgeschichte und die Entschlüsselung der politischen Kultur, Einsichten in die Rolle des Erziehungssystems und Reflexionen über das Verhältnis von Innen- und Außenpolitik usw. All das geht kaum ohne Theorie, ohne breite Lektüre in den Nachbarwissenschaften, ohne ermüdende Anstrengung des Begriffs. Wer würde nicht verstehen, daß das viele Historiker als unbequeme Zumutung erfahren und lieber zurückweisen.

Hinter der herkömmlichen Theorieskepsis vieler Historiker steckte und steckt aber auch Ernsteres: die Furcht z. B., daß durch allzu viel theoretische Orientierung die Komplexität historischer Wirklichkeit verfehlt würde, die bunte Vielfalt des Lebens aus dem Blick gerate, verkürzte Thesengeschichte entstünde, vielleicht gar noch politisch einseitig und parteilich. Auf diese Einwände und die Frage ihrer Berechtigung komme ich zurück. Sehr ernst zu nehmen ist schließlich die Besorgnis, daß allzu theoretisch orientierte Geschichtswissenschaft dem nicht-spezialisierten Publikum und den Schülern nur schwer mitzuteilen ist, so daß am Ende theorieorientierte Historiker nur noch für theorieorientierte Historiker schreiben. Auch darauf komme ich zurück.

2. ist es nicht zu übersehen, daß die oben als Antriebe zunehmender Theorieorientierung genannten Faktoren mit der Zeit schwächer geworden sind. Vom Reformklima und von der Aufbruchstimmung der späten 60er und frühen 70er Jahre sind wir heute weit entfernt. Die Herausforderung der systematischen Sozialwissenschaften ist abgeebbt, die Geschichte gewinnt Boden zurück, zweifellos im öffentlichen Interesse (Buchproduktion, Ausstellungen, Museen, Reden der Politiker) und allmählich wohl auch in den Lehrplänen.<sup>14</sup> Mit seinen Antrieben ließ auch das Interesse an Theorie in der Geschichte ein wenig nach.

3. Und schließlich gibt es eine neue Quelle für Theorieskepsis und -ablehnung. Es ist ja kaum zu bezweifeln, daß die herkömmliche, aus historischen Positionen fließende Theorieskepsis meist – nicht immer – von Personen geäußert wurde, die man – verkürzt gesprochen – politisch eher dem konservativen oder dem liberal-konservativen Lager zurechnen würde, wie umgekehrt das Plädoyer für Theorie oft – nicht immer – politisch von Positionen links der Mitte kam. Neuerdings gibt es aber so etwas wie Neo-Historismus und Theoriefeindlichkeit von links, am deutlichsten in der sog. „Alltagsgeschichte“.

Unter der sehr ungenauen Etikette „Alltag“ läßt sich fast alles unterbringen, wie man leicht überprüfen kann, wenn man einmal in die neuerdings zahlreichen Sammelbände blickt, die das Wort „Alltag“ im Titel tragen, die z. B. vom Alltag unter dem Nationalsozialismus oder vom Alltag im Industriezeitalter handeln. Aber die meisten Beiträge zur sogenannten Alltagsgeschichte – so über eine Maschinenstürmerei in Krefeld in den 1830er Jahren, über einen Fußballverein im Ruhrgebiet, über Sex in den Spinnstuben eines Heimarbeiterdorfs, über Volksfeste in Arbeitervierteln etc. – haben dreierlei gemeinsam: Es handelt sich um mikro-historische Forschungen, die kleinräumige Gegenstände erforschen, deren Repräsentativität meist ebenso im Dunkeln bleibt wie ihre Einbettung in den gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang. Es handelt sich zweitens um

<sup>14</sup> Symptomatisch ist die Rede des Ministerpräsidenten H. Rau „Staat und Selbstverwaltung“, die er am 11. 7. 1981 in Münster zum 150. Todestag des Freiherrn vom Stein hielt (Text erhältlich beim Presseamt des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Landeshaus, 4400 Münster).

Untersuchungen, die die Erfahrungen, die Gefühle, das Bewußtsein der damals Lebenden, also subjektive Faktoren, in den Vordergrund rücken und die nur schwer erfahrbaren Strukturen weniger betonen. Und es sind drittens zumeist Studien, die erzählend und beschreibend herausfinden wollen, wie es in der Welt der „kleinen“ Leute denn eigentlich gewesen ist. Denn das halten offenbar manche für besonders demokratisch und progressiv: die sympathisierend erzählende, einführende Rekonstruktion der Lebenswelt der „kleinen“ Leute, ihrer Leiden, ihres tatsächlichen oder angeblichen Widerstands gegen Modernisierung und Kapitalismus, ihrer kleinen Heldentaten und großen Hoffnungen. Man ist gegen den kalten Blick des begrifflich-theoretisch arbeitenden Sozialhistorikers, denn der objektiviert zu sehr und erschwert es damit, in der Beschäftigung mit der Geschichte Freunde und Feinde, sich selbst und seine Identität zu finden. Dem aber dient manches Produkt der sog. Alltagsgeschichte, in aller methodologischen Unschuld. Scharfe Definitionen, begriffliche Anstrengungen, Modelle und Theorien der Sozialwissenschaften, gar Quantifizierung und Fragen nach der Repräsentativität des liebevoll nachgezeichneten Einzelfalls wirken da eher störend.<sup>15</sup>

Ich übertreibe ein wenig, und nicht jeder, der sich des Begriffs „Alltagsgeschichte“ bedient, ist auf diesem antitheoretischen Trip.<sup>16</sup> Auch soll nicht bestritten werden, daß unter dem Stichwort „Alltagsgeschichte“ eine sehr wichtige Erweiterung der Sozialgeschichte stattfindet. Hier geht es nicht um eine Würdigung von „Alltagsgeschichte“ überhaupt<sup>17</sup>, sondern um das anti-theoretische Vorurteil mancher ihrer Vertreter. Mit dieser Einschränkung aber glaube ich, eine Grundstimmung dieser neuen, untheoretischen Spielart der Sozialgeschichte – Alltagsgeschichte genannt – richtig wiederzugeben, eine Stimmung, die sich gerade bei den Jüngeren findet.

<sup>15</sup> Vgl. z. B. das Vorwort des Herausgebers in: D. Puls (Hg.), *Wahrnehmungsformen und Protestverhalten. Studien zur Lage der Unterschichten im 18. und 19. Jahrhundert*, Frankfurt 1979, S. 7 f.: Dort wird zur „Rekonstruktion plebejischer und proletarischer Alltagswirklichkeit“ aufgerufen und gegen den „kalten, abstrahierenden Blick“ des Sozialhistorikers polemisiert, für den die Unterschichten bloße Objekte der Geschichte seien. Oder siehe M. Henkel u. R. Taubert, *Maschinenstürmer. Ein Kapitel aus der Sozialgeschichte des technischen Fortschritts*, Frankfurt 1979, S. 9: Man will „Geschichte als die Abfolge von vielen Alltags“ begreifen, und „ganz schlicht die Rekonstruktion einiger historischer Ereignisse“ betreiben. Dafür könne man von „dem Fleiß und dem Ernst vieler Heimatforscher“ mehr lernen als von den „Polyhistorikern, die dem Überblick die Einsicht aufopfern“. – Siehe dagegen die scharfe Kritik von N. Elias, *Zum Begriff des Alltags*, in: K. Hammerich u. M. Klein (Hg.), *Materialien zur Soziologie des Alltags* (=Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 20, Opladen 1978), S. 22-29.

<sup>16</sup> Für theoretisch orientierte Alltagsgeschichte plädieren z. B. A. Lüdtke, *Alltagswirklichkeit, Lebensweise und Bedürfnisartikulation. Ein Arbeitsprogramm zu den Bedingungen proletarischen Bewußtseins in der Entfaltung der Fabrikindustrie*, in: *Gesellschaft. Beiträge zur Marx-schen Theorie* 9, Frankfurt 1978, S. 311-50; L. Niethammer, *Anmerkungen zur Alltagsgeschichte*, in: *Geschichtsdidaktik* 5, 1980, S. 231-42.

<sup>17</sup> Siehe dazu den zuletzt genannten Aufsatz von Niethammer (mit Literaturangaben) sowie die im Hammer-Verlag Wuppertal erschienenen Sammelbände: J. Reulecke u. W. Weber (Hg.), *Fabrik, Familie, Feierabend. Beiträge zur Sozialgeschichte des Alltags im Industriezeitalter* (1978); L. Niethammer (Hg.), *Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft* (1979); G. Huck (Hg.), *Sozialgeschichte der Freizeit. Untersuchungen zum Wandel der Alltagskur in Deutschland* (1980); D. Peukert u. J. Reulecke (Hg.), *Die Reihen fast geschlossen. Beiträge zur Geschichte des Alltags unterm Nationalsozialismus* (1981). – Siehe auch J. Kuczynski, *Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, bisher 3 Bde.*, Berlin (Ost) 1980-1981; dazu die scharfe Kritik von H.-U. Wehler, in: *Die Zeit*, Nr. 39, 18. 9. 1981, S. 44 („Der Bauernbandit als neuer Heros“).

Sie hat viele Gründe in und außerhalb der Wissenschaft: Enttäuschung über manch großes Gesellschaftsmodell des letzten Jahrzehnts; die in der Tat oft nicht ausreichende Berücksichtigung der subjektiven Dimension in der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der letzten Jahrzehnte; den Einfluß der Volkskunde und neueren Kulturanthropologie. Auch wird man nicht übersehen, wie unbefangen heute wieder das Verlangen nach Identitätsbildung durch Geschichte formuliert werden kann, ganz anders als um 1970. Theoretisch reflektierte Geschichte der Gesellschaft schafft aber eher Distanz, impliziert Kritik, ist da weniger brauchbar als erzählende Geschichte des eigenen kleinen Bereichs. Daß das Wort „Heimat“ eine positive Neubewertung erfährt, auch auf der intellektuellen Linken, paßt in diesen Zusammenhang. Auch in anderen sozialen und intellektuellen Bereichen scheint die Theorie ein bißchen auf dem Rückzug. Vergleichen Sie die Studentenbewegung von 1968 mit den jugendlichen Protestbewegungen heute. Damals war die anspruchsvolle Debatte über Theorie und Praxis ebenso ein Teil des Protests wie die Demonstration selbst. Die heutigen Signale der Revolte heißen dagegen „Leben“, „Angst“ und „Bewegung“<sup>18</sup>, auf begrifflich-theoretische Rechtfertigung der Aktion wird da leichter verzichtet. Ich breche den Gedankengang hier ab, er hat viel mehr Verzweigungen als jetzt verfolgt werden können.

Die neue Theorieskepsis von links ist noch nicht sehr einflußreich, aber intellektuell spannend und herausfordernd. Viel einflußreicher, dafür aber intellektuell weniger spannend, ist die überkommene konventionelle Theorieskepsis etablierter, historistisch geprägter Historiker. Beide Strömungen haben mehr gemeinsam, als man auf den ersten Blick vermutet. Jedenfalls bilden sie zusammen eine – heilige oder unheilige – Allianz der Theorieskepsis, mit der zusammenhängt, daß heute die „Theoriebedürftigkeit“ der Geschichtswissenschaft – um Kossellecks Wort zu benutzen – weniger drängend beschworen wird als noch vor zehn oder fünf Jahren. Die Zeit der ganz heißen Debatten pro und contra Theorie scheinen erst einmal vorbei zu sein.

### III. Beispiele der Theorieverwendung in der Sozialgeschichte

Allerdings liegt das auch daran, daß ein gewisses Maß an Theorieverwendung für viele, gerade jüngere, Historiker nachgerade selbstverständlich geworden ist – trotz der gerade geschilderten Gegentendenzen. Ich möchte das an einigen Beispielen erläutern, zunächst ausführlich an Hans-Ulrich Wehlers „Bismarck und der Imperialismus“ und dann kurzrassisch durch Verweis auf andere Titel. Diese Beispiele stammen aus dem Bereich der neueren Sozial- bzw. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, weil ich zur Zeit selbst vor allem in diesem Bereich arbeite. Aber ich möchte betonen, daß es theoretisch orientierte Arbeiten im Prinzip auch in anderen Bereichen der Geschichtswissenschaft, auch in der Politikgeschichte, geben kann, zweifellos auch in der frühmodernen, der mittelalterlichen und der antiken Geschichte.

Im folgenden soll zwischen drei Bedeutungen von „Sozialgeschichte“ bzw. „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ unterschieden werden.

---

<sup>18</sup> Vgl. U. Greiner, Die Eule der Minerva, in: Die Zeit, Nr. 48, 20. 11. 1981, S. 45.

### 1. Politische Sozialgeschichte

Seit den 1960er Jahren hat ein Typus von sozialgeschichtlichen Werken einen großen Aufschwung genommen, den man als „politische Sozialgeschichte“ bezeichnen kann. Es handelt sich um Studien, in denen politische Phänomene (z. B. Bismarcks Außenpolitik, die Verfassungs- und Sozialpolitik im späten Kaiserreich oder der Aufstieg der NSDAP) im Zentrum des Interesses stehen und erklärt werden sollen. In dieser Erklärung spielen wirtschafts- und sozialgeschichtliche Faktoren (Konjunkturen und Krisen, soziale Konflikte) eine große Rolle.<sup>19</sup> Häufig widmen diese Studien den Interessengruppen besonders große Aufmerksamkeit, indem sie diese einerseits mit dem sozio-ökonomischen Wandel und andererseits mit politischen Entscheidungsprozessen verknüpfen. Oft wurden diese Arbeiten vom Interesse an den Hindernissen der Demokratisierung in Deutschland geleitet und von der Frage, auf welche Weise herrschende Gruppen ihre Interessen wahrnahmen und das System gegen Herausforderungen „von unten“ verteidigten. Und viele von ihnen interessierten sich für die langfristig wirkenden Bedingungen des Scheiterns der deutschen Demokratie am Ende der Weimarer Republik. So wurden viele Aspekte der deutschen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert mit den Blick auf „1933“ interpretiert, ohne allerdings damit zu unterstellen, daß „1933“ die einzig mögliche Konsequenz der vorausgehenden Abschnitte deutscher Geschichte war. Die Frage der „Kontinuität“ zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus wurde heiß diskutiert. Dies war und bleibt ein legitimer und fruchtbarer Ansatz, der insbesondere im Bereich der Sozialgeschichte noch nicht hinreichend ausgeschöpft worden ist.<sup>20</sup>

Viele Produkte dieser „Politischen Sozialgeschichte“ haben relativ wenig Gebrauch von Theorien gemacht. Doch es gibt andere Schriften dieser Gattung – und ihre Zahl nimmt zu –, die Theorien, Modelle und Begriffe aus den systematischen Nachbarwissenschaften verwenden. Dies sei anhand Hans-Ulrich Wehlers Buch „Bismarck und der Imperialismus“ erläutert,<sup>21</sup>

Das Werk beginnt mit einer ausführlichen Analyse der deutschen kapitalistischen Industrialisierung im 19. Jahrhundert und zeigt, wie sie in den Jahren nach 1873 zu Konjunktureinbrüchen und Wachstumsschwankungen führte. Es argumentiert dann, daß diese „Große Depression“ bestimmte ökonomische Probleme schuf und bestimmte soziale Spannungen verschärfte und daß im Zusammenhang damit unter wichtigen Gruppen (Politikern, Wirtschaftsführern, Militärs) ein ideologischer Konsensus entstand, die innere Stabilisierung – ökonomisch und politisch – durch außenwirtschaftliche und außenpolitische Erfolge zu erzielen, mit anderen Worten: außenpolitisch und außenwirtschaftlich expansiv zu werden, um damit die Bevölkerung zur stärkeren Identifikation mit

<sup>19</sup> Vgl. z. B. H.-J. Puhle, *Agrarische Interessenpolitik und preußischer Konservatismus im Wilhelminischen Reich (1893-1914)*, Hannover 1966 (Bonn 19752); H. Böhme, *Deutschlands Weg zur Großmacht*, Köln 1966 (19722); D. Stegmann, *Die Erben Bismarcks*, Köln 1970; H. A. Winkler, *Mittelstand, Demokratie und Nationalsozialismus. Die politische Entwicklung von Handwerk und Kleinhandel in der Weimarer Republik*, Köln 1972; H. Mommsen u. a. (Hg.), *Industrielles System und politische Entwicklung in der Weimarer Republik*, Düsseldorf 1974 (Königstein 19792); B. Weisbrod, *Schwerindustrie in der Weimarer Republik. Interessenpolitik zwischen Stabilisierung und Krise*, Wuppertal 1978.

<sup>20</sup> Siehe die oben in Anm. 9 genannten Titel zur neueren Auseinandersetzung um diese Frage. – Daß es andere legitime Interpretationsgesichtspunkte gibt, ist unbestritten. Auch mag es sein, daß das zentrale Interesse an den langfristigen Bedingungen der „deutschen Katastrophe“ (Friedrich Meinecke) mit dem Abstand zur Zeit des Nationalsozialismus wächst.

<sup>21</sup> Köln 1969 (München 19764); vgl. dazu auch Wehlers eigene Auslegung seines Vorgehens in: Kocka/Nipperdey (Hg.), *Theorie und Erzählung*, S. 18-24.

dem Reich zu bringen und die sozialen Spannungen zu übertönen („Sozialimperialismus“). Auf dieser Grundlage werden dann die einzelnen Züge der Bismarckschen Kolonialpolitik quellennah und materialreich nachgezeichnet, wobei der Persönlichkeit Bismarcks große Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Das Buch verwendet einige Theorien, ohne die es nicht so geschrieben hätte werden können; ich nenne jetzt nur zwei: Theorien des ungleichmäßigen Wirtschaftswachstums und der Konjunktorentwicklung, insbesondere die nicht umstrittene, auf Kondratieff, Spiethoff und Schumpeter zurückgehende Theorie der „langen Wellen“<sup>22</sup> und die Theorie des Sozialimperialismus (im Anschluß an Hobson, Max Webers Herrschaftssoziologie und amerikanische Vorbilder). Was leisteten diese Theorien für das Buch? Inwiefern waren sie wichtig? Was leisteten sie nicht?

Die Theorien dienten dem Autor dazu, Fragestellungen zu entwickeln und etwa nach dem Zusammenhang zwischen den Störungen des Wirtschaftswachstums, der Meinungsbildung in den Führungsgruppen und der Außenpolitik zu fragen. Hätte der Autor einen anderen (oder keinen) theoretischen Ausgangspunkt gewählt, so hätte er vielleicht Außenpolitik für sich betrachtet oder aber, wie es Lenins Imperialismustheorie nahelegen würde, den direkten Bezug zwischen Ökonomie und Außenpolitik (ohne Beachtung der sozialen und sozialpsychologischen Dimensionen) betont. Die Theorien und die von ihr abgeleiteten Fragestellungen konstituierten gewissermaßen den Gegenstand des Buches und grenzten ihn ab. Von den Theorien und den Fragestellungen her kamen die Entscheidungen darüber, welcher Typus von Quellen heranzuziehen und welche inhaltlichen Schwerpunkte zu setzen seien. Darüber hinaus erlaubten es die angewandten Theorien, Hypothesen über Kausalzusammenhänge zwischen verschiedenen Faktoren oder Wirklichkeitsbereichen (z. B. über den Einfluß ökonomischer Veränderungen auf Ideologie und Außenpolitik) zu formulieren, die dann in der Quellenarbeit bestätigt, differenziert oder zurückgewiesen werden konnten. Weiterhin dienten die verwandten Theorien – insbesondere die der „langen Wellen“ – dem Autor zur Periodisierung und zur Einordnung seines Gegenstands in die langfristige Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Schließlich konnte und mußte der Autor, indem er seine Entscheidung für diese (und nicht andere) Theorien begründete, seine Erkenntnisziele und -interessen nennen und deren normative Dimension offenlegen. Er machte klar, daß er mit seiner Arbeit einen Beitrag leisten wollte zur Klärung der Frage, warum es im Kaiserreich nicht zu einer liberalen Parlamentarisierung und Demokratisierung gekommen sei – dies in der Perspektive auf die langfristigen Belastungen deutscher Geschichte; deutlich wurden sein Interesse am Zusammenhang von ökonomischen Interessen, sozialer Ungleichheit und politischer Herrschaft sowie seine Absicht, einen Beitrag zur Analyse und politischen Erziehung der gegenwärtigen Gesellschaft zu leisten. Dagegen lieferte die Theorie natürlich nicht die Antworten auf die gestellten Fragen und ersetzte nicht die empirische Arbeit.

Das Buch ist viel kritisiert und viel gelobt worden. Mir geht es jetzt nicht um die Wertung seiner inhaltlichen Resultate. Aber weil ich glaube, daß es ein methodisch sehr gelungenes Beispiel theoretisch orientierter Geschichte darstellt, möchte ich noch auf drei seiner Eigenarten besonders aufmerksam machen, um daran generelle Probleme von Theorieverwendung in der Geschichtswissenschaft zu klären:

---

<sup>22</sup> Vgl. z. B. die Diskussion in W. H. Schröder u. R. Spree (Hg.), *Historische Konjunkturforschung*, Stuttgart 1980, S. 7-28, 304-358.

a) Das Buch ist ein gutes Beispiel dafür, was es heißt, hermeneutische und analytische Methoden miteinander zu verknüpfen, anders ausgedrückt, die Leistungskraft historischer Geschichtswissenschaft zu bewahren und gleichzeitig ihre Grenzen und Einseitigkeiten zu durchbrechen. In mehreren Kapiteln zeichnet der Autor quellennah und materialreich nach, was Bismarck dachte und machte, wozu ihm seine Berater rieten, welche Ziele die Wirtschaftsführer verfolgten und mit welchen Mitteln, wie sich die Debatte entwickelte und die Entscheidungen zustande kamen. Auf der Basis ausgedehnter Archiv- und Aktenstudien versucht der Autor – um Droysen und Hintze zu zitieren – „aus dem Standpunkt, aus dem Horizont, gleichsam aus der Seele“ der Handelnden zu verstehen, „wie aus den Geschäften Geschichte wird“.<sup>23</sup> Das ist hermeneutische Methode, „forschendes Verstehen“, ganz in der klassischen, d. h. historistischen Tradition der Geschichtswissenschaft, ihrer Methoden und Sichtweise.

Aber dabei bleibt das Buch nicht stehen. Vielmehr versucht es, wie skizziert, die Verhältnisse und Entwicklungen, Strukturen und Prozesse zu erkennen und die wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Bedingungen zu analysieren, welche die Meinungsänderungen und Haltungsänderungen, die Ideologien, Entschlüsse und Handlungen der Akteure beeinflussten, prägten und antrieben, allerdings auch umgekehrt von diesen Handlungen beeinflusst wurden. Deshalb läßt sich das Buch soweit in die Geschichte des Industriekapitalismus, seiner Störungen und Spannungen ein. Entscheidend ist, daß diese verwickelten Strukturen und Prozesse zwar die Haltungen, Entscheidungen und Handlungen der großen und kleinen Akteure beeinflussen, prägten und bedingten, aber oft hinter dem Rücken der Akteure, d. h. ohne daß sie diesen voll bewußt oder erfahrbar waren. Konkret: Der komplizierte Zusammenhang zwischen den notwendig zu ungleichmäßigem Wachstum führenden Mechanismen der kapitalistischen Industrialisierung, der innenpolitischen Destabilisierung und der außenpolitischen Expansivität war zweifellos nicht allen damaligen Beamten, Politikern und Wirtschaftsvertretern durchsichtig, obwohl sie mit ihren Haltungen und Handlungen Teil dieses Zusammenhangs waren. Weil das so ist, reicht es nicht aus, die Motive und Meinungen, Erfahrungen und Bewußtseinsinhalte, Entscheidungen und Handlungen hermeneutisch zu verstehen – obwohl das andererseits unverzichtbar ist, sondern es ist notwendig, mit analytischen Methoden dahinter zurückzufragen. Eben dies meint der vielzitierte Satz von Habermas: „Der Historiker wird sich freilich bei seinen Erklärungen nicht auf eine das hermeneutische Sinnverständnis einschließende Logik des Handelns beschränken können. Denn der historische Zusammenhang geht nicht in dem auf, was die Menschen wechselseitig intendieren.“<sup>24</sup> Eben deshalb sind Theorien nötig. Eben deshalb sind rein hermeneutische Methoden zwar unverzichtbar, aber unzureichend. Und deshalb greift auch jede Alltagsgeschichte zu kurz, die sich auf die Rekonstruktion von Erfahrungen beschränkt, so wichtig es ist, Erfahrungen zu rekonstruieren.

b) Wehlers Buch bedient sich, wie geschildert, mehrerer Theorien. Es verknüpft sie miteinander und mit den Daten, in einer komplizierten, jetzt nicht näher zu beschreibenden Weise. Dadurch wird Flexibilität gewonnen und die Gefahr des Schematismus, auch der Thesengeschichte, verringert. Manche sehen darin aber auch einen Nachteil, nämlich die Gefahr des „Eklektizismus“.

<sup>23</sup> O. Hintze, Johann Gustav Droysen (1904), in: ders., *Soziologie und Geschichte* (=Gesammelte Abhandlungen 2), Göttingen 19642, S. 490.

<sup>24</sup> Zur Logik der Sozialwissenschaften. Materialien, Frankfurt 1970, S. 116.

Auf jeden Fall stellt sich für den Historiker das Problem, welche Theorie er auswählt und welche nicht. Von dieser Wahl hängen ja Fragestellungen, Schwerpunktsetzungen, Abgrenzungen und z. T. eben auch Ergebnisse seiner Arbeit ab. Dieses Abwägen ist ein komplizierter Prozeß, der hier nicht ausführlich geschildert werden kann.<sup>25</sup> Häufig findet es erst dann seinen Abschluß, wenn man bereits mitten in der empirischen Arbeit steht. Überhaupt darf man sich die Verknüpfung von Theorien und Quellen nicht mechanistisch vorstellen. Es ist wohl nur selten so, daß eine „fertige“, etwa von den Nachbarwissenschaften bezogene Theorie an das Material herangebracht wird, um dieses zu ordnen, auszuwählen und zu strukturieren. Vielmehr ist es meistens nötig, die theoretischen Ausgangspositionen in der Quellenarbeit zu modifizieren, zu ergänzen und z. T. als unpassend zu verwerfen. Auf diese Weise kann die historische Arbeit auch zur Kritik und zur Weiterentwicklung der Theorien beitragen. Der Verkehr zwischen Geschichtswissenschaft und systematischen Sozialwissenschaften verläuft nicht auf der Einbahnstraße, und gerade in den letzten Jahren blicken die Sozialwissenschaftler häufig erwartungsvoll auf die Historiker, während vor etwa zehn Jahren wohl die umgekehrte Blickrichtung vorherrschte.

c) Ich kann hier nicht ausführlich über das Verhältnis Objektivität – Parteilichkeit sprechen.<sup>26</sup> Nur ganz kurz und ohne die an sich nötige wissenschaftstheoretische Begründung: Die Tatsache, daß historische Forschung auf bestimmte Werte bezogen ist und sich mit Blick auf gegenwärtige Praxis engagiert, stellt sie *nicht* in Widerspruch zum unaufgebbaren Prinzip wissenschaftlicher Objektivität. Vielmehr läßt sich zeigen, daß jede umfassendere historische Interpretation in wertbezogenen Erkenntnisinteressen wurzelt und durch diese ihre Fragestellungen, Begriffe und Vorgehensweisen geprägt werden. Diese Verbindung zwischen Wissenschaft und vorwissenschaftlicher Lebenswelt ist keineswegs nur eine Bürde, sondern auch ein Quelle für Anstöße zur Fortentwicklung der Fragestellung und damit zum wissenschaftlichen Fortschritt überhaupt. Wertebezug und Praxisengagement verletzen *nur dann*, in schlechter Parteilichkeit, die Grundsätze wissenschaftlicher Objektivität, wenn sie bestimmte Verfahrensregeln nicht respektieren, also etwa widersprechende Quellen verdrängen, Gegenargumente nicht prüfen, schlampig arbeiten, einseitig verzerren und auch, wenn Wertungen klammheimlich untergeschoben werden, statt sie offen als solche darzustellen. Wie man an Wehlers Buch sehen kann, liegt es der theoretisch verfahrenen Geschichtswissenschaft nahe, die eigenen methodischen Entscheidungen, Erkenntnisinteressen und Normbezüge sauber offenzulegen. Das erleichtert die Diskussion, auch die Kontroverse und die Kritik (ohne die wissenschaftlichen Fortschritt schlecht möglich ist), und dient der wissenschaftlichen Redlichkeit. Das kann man von manchem erzählenden Geschichtswerk nicht so eindeutig sagen. Auch dort fehlt es an Wertbezügen und vorwissenschaftlichen Prämissen natürlich nicht, aber sie sind hinter der glatten Erzählformulierung sorgsam verpackt, nicht so leicht zu entdecken und damit auch nicht so gut zu kritisieren.

## 2. Sozialgeschichte als Geschichte eines Teilbereichs

Sehr häufig bedeutet „Sozialgeschichte“ soviel wie die Geschichte eines Teilbereichs (einer Dimension) historischer Wirklichkeit, soviel wie Geschichte sozialer Strukturen, Prozesse und Handlungen – im Unterschied zu den Teilbereichen (Dimensionen) Politik,

<sup>25</sup> Zu den Kriterien, nach denen zwischen verschiedenartigen Theorien gewählt werden kann, und zur Logik der Theorieverwendung in der Geschichtswissenschaft überhaupt: Kocka, Theorien in der Praxis des Historikers, bes. S. 178-188; ders., Sozialgeschichte, S. 83-89.

<sup>26</sup> Siehe dazu oben in Anm. 1 die von R. Koselleck u. a. hg. Schrift „Objektivität und Parteilichkeit“; darin S. 469-76 zu meiner eigenen Position.

Wirtschaft und Kultur. In ihr geht es um so diverse Probleme wie Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung, Unternehmens- und Arbeitsverhältnisse, Professionalisierungstendenzen und Berufsstruktur, Familie und Sozialisation, Bevölkerungsbewegungen und generatives Verhalten, Vereinswesen und Interessengruppen, die Bedeutung des Geschlechtsunterschieds und die Generationsproblematik, um Freizeitverhalten, kollektive Mentalitäten, soziale Mobilität, Emanzipationsprozesse und vieles andere mehr. Sozialgeschichte in diesem Sinn war und ist in der Regel mit Wirtschaftsgeschichte eng verknüpft und insofern häufig ein integrierter Teil des Faches Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Auch von der Politikgeschichte und der Kulturgeschichte läßt sich Sozialgeschichte in diesem Sinn weder theoretisch noch in der praktischen Arbeit reinlich trennen.<sup>27</sup> Längst nicht in allen, wohl aber in vielen sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Werken dieser Art finden Theorien Verwendung, in ganz verschiedener Weise.

a) Sehr häufig und erfolgreich ist die Verwendung einzelner Elemente sozialwissenschaftlicher Theorien, einzelner Konzepte – wie „Klasse“ oder „soziale Kommunikationskreise“ oder „Kernfamilie“ oder „sozialer Konflikt“ – in Untersuchungen, deren Grundstruktur selbst nicht durch Theorie geprägt ist. Mit den sozialwissenschaftlichen Begriffen werden sozialwissenschaftliche Fragestellungen und Denkfiguren in die historische Arbeit eingewoben, die dadurch argumentativer und diskursiver wird als die erzählende Geschichtswissenschaft herkömmlicher Art. Dies ist z. B. in der neuen Arbeitergeschichte zu beobachten, die sich ja längst nicht mehr auf die Geschichte der Arbeiterbewegung beschränkt, sondern verstärkt Lage und Lebensweise der Arbeiter erforscht.<sup>28</sup> Ähnliches trifft auf die Geschichte anderer sozialer Gruppen zu.<sup>29</sup> Auch in der Sozialgeschichte der Familie sind z. B. die Spuren der Familiensoziologie unüberschaubar, ohne daß dieser jüngst besonders stark bearbeitete Zweig der Sozialgeschichte in irgendeiner Weise „soziologisiert“ worden wäre.<sup>30</sup>

b) Wie Theorien zur Einsicht in Zusammenhänge und zur Entstehung neuer Forschungsfelder beitragen können, wie sie als Basis für neue Fragestellungen und als Anstoß für neue empirische Forschungen dienen können, läßt sich besonders gut an der jüngeren Debatte über die sog. „Protoindustrialisierung“ (gewerbliche Verdichtung auf dem Land – Heimarbeit für Kaufleute und Verleger) zeigen. Mit Hilfe von Theorien über „Hauswirtschaft“ gelang es nämlich, Forschungszweige zu verknüpfen, die bis dahin getrennt verliefen und z. T. nur geringfügig entwickelt waren: die Geschichte der Hausindustrie und Heimarbeit (besonders im Textilgewerbe) im 18. und frühen 19. Jahrhundert (z. T. auch früher), die Geschichte der Familie (die in dieser Produktionsweise zugleich Pro-

<sup>27</sup> Letztlich läßt sich die Tatsache, daß so viele verschiedene Themen und Probleme unter der Etikette „Sozialgeschichte“ behandelt werden, nur historisch erklären. Dazu und zur Problematik von Sozialgeschichte als Geschichte eines Teilbereichs, über ihre Entwicklung und ihre Tendenz zur Auflösung in einzelne Spezialisierungen: Kocka, Sozialgeschichte, S. 82-96, 51-70.

<sup>28</sup> Als ein gelungenes Beispiel siehe K. Tenfelde, Sozialgeschichte der Bergarbeiterschaft an der Ruhr im 19. Jahrhundert, Bonn 1977 (19802).

<sup>29</sup> Siehe etwa H. Reif, Westfälischer Adel 1770-1860. Vom Herrschaftsstand zur regionalen Elite, Göttingen 1979.

<sup>30</sup> Siehe die Beiträge von K. Hausen, H. Rosenbaum und M. Mitterauer, in: GG 1, 1975, Heft 2/3; W. Conze, Sozialgeschichte der Familie. Neue Literatur – Probleme der Forschung, in: VSWG 65, 1978, S. 357-369; H. Reif (Hg.), Die Familie in der Geschichte, Göttingen 1982 (dieses Taschenbuch gibt einen Überblick über die Familie von der Antike bis zur Gegenwart).



duktionseinheit war) und die historische Demographie (Bevölkerungsgeschichte).<sup>31</sup> Ähnliches gilt für die historische Protestforschung. Mit dem Begriff des „sozialen Protests“ und den dahinterliegenden soziologischen Theorien wurde ein ganz neues Forschungsfeld erschlossen, das sich von Streiks über Tumulte und Aufstände bis zu indirekten Protestformen wie Fernbleiben vom Arbeitsplatz oder Kriminalität erstreckt.<sup>32</sup>

c) Obwohl es theoretisch orientierte Untersuchungen gibt, die mit wenig Quantifizierung auskommen und umgekehrt so manche stark quantitative Untersuchung relativ theoriefern auftritt, besteht doch eine gewisse Affinität zwischen der Verwendung spezieller gegenstandsbezogener Theorien und der Verwendung fortgeschrittener quantitativer Methoden (zunehmend auf EDV-Basis).<sup>33</sup> Das gilt eindeutig für einige Spielarten der historischen Familienforschung (z. B., soweit sie Veränderungen der Familien- und Haushaltsgröße in verschiedenen Schichten und die sich ändernde Zusammensetzung der Familien untersucht). Auch gilt dies – damit eng verknüpft – für die Historische Demographie (Bevölkerungsgeschichte)<sup>34</sup> sowie die Erforschung der sozialen Mobilität (Aufstiege und Abstiege, innerhalb einer Generation oder zwischen den Generationen) und der regionalen Mobilität (Wanderungen, Fluktuation).<sup>35</sup> Erst recht gilt das für neuere Spielarten der Wirtschaftsgeschichte, die sowohl neoklassische Wachstums- und Verteilungstheorien wie auch fortgeschrittene Statistik benutzen.<sup>36</sup>

Im zuletzt aufgeführten Typus von Studien führen die Verwendung spezieller, gegenstandsbezogener Theorien und die Anwendung fortgeschrittener quantitativer Methoden zu scharfen, eindeutigen Begriffen und zur expliziten Formulierung von Hypothesen und deren Überprüfung. Diese Studien rücken damit in Sprache und Argumentation, Metho-

<sup>31</sup> P. Kriedte u. a., *Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus*, Göttingen 1977. Siehe auch: *Sozialwissenschaftliche Information für Unterricht und Studium (SOWI)* 8, Heft 3, Juli 1979 („Feudalismus und Kapitalismus auf dem Lande“).

<sup>32</sup> Vgl. Ch. Tilly u. a., *The Rebellious Century 1830-1930*, Cambridge, Mass. 1975; GG 3, 1977, Heft 2 u. 3; H. Volkmann (Hg.), *Soziale Proteste (Arbeitstitel)*, Wuppertal 1982. R. Wirtz, „Widersetzlichkeiten, Excesse, Crawalle, Tumulte und Skandale“. *Soziale Bewegung und gewalthafter sozialer Protest in Baden 1815-1848*, Frankfurt 1981.

<sup>33</sup> Vgl. als Einführungen N. Ohler, *Quantitative Methoden für Historiker*, München 1980; R. Floud, *Einführung in quantitative Methoden für Historiker*, hg. v. F. Isigler, Stuttgart 1980. Seit 1976 besteht QUANTUM, eine Arbeitsgruppe jüngerer Historiker und Sozialwissenschaftler, die sich die Verbreitung quantitativer Methoden zur Aufgabe macht. Sie ediert eine wissenschaftliche Reihe mit dem Namen „Historisch-Sozialwissenschaftliche Forschungen. Quantitative sozialwissenschaftliche Analysen von historischen und prozeßproduzierten Daten“, Stuttgart 1977 ff. (bisher 13 Bde.). Die Bände 1, 5, 10 u. 12 sind ausführliche Dokumentationen laufender historisch-sozialwissenschaftlicher Arbeiten mit quantitativen Methoden (jeweils unter dem Titel „Historische Sozialforschung“ hg. v. W. Bick u. a.).

<sup>34</sup> Z. B. bei der Erfassung von Heiratsalter, Geburtenhäufigkeit, Geburtenfolge, Sterblichkeit etc. – Siehe W. Köllmann, *Bevölkerung in der industriellen Revolution. Studien zur Bevölkerungsgeschichte Deutschlands*, Göttingen 1974; A. E. Imhof, *Die gewonnenen Jahre. Von der Zunahme unserer Lebensspanne seit 300 Jahren oder von der Notwendigkeit einer neuen Einstellung zu Leben und Sterben*, München 1981.

<sup>35</sup> Als knappe Einführung siehe H. Kaelble, *Historische Mobilitätsforschung. Westeuropa und die USA im 19. und 20. Jahrhundert*, Darmstadt 1978; als Sammlung wichtiger Artikel: ders., *Geschichte der sozialen Mobilität seit der industriellen Revolution*, Meisenheim 1978.

<sup>36</sup> Siehe z. B. R. Fremdling, *Eisenbahnen und deutsches Wirtschaftswachstum 1840-1879*, Dortmund 1975. F. versucht abzuschätzen, welchen Beitrag die Eisenbahnen zum deutschen Wirtschaftswachstum jener Zeit geleistet haben. Zwei Übersichten über den Forschungsstand 1969 und 1979, in: R. Tilly, *Kapital, Staat und sozialer Protest in der deutschen Industrialisierung*, Göttingen 1980, S. 210-251.

den und Fragen eng an die empirische Sozialforschung heran. Nicht umsonst hat man von „historischer Sozialforschung“ gesprochen.<sup>37</sup> Diese Studien haben wichtige und weiterführende Einsichten in Teilbereichen gebracht. Sie haben aber auch manchmal Nachteile. Denn die strikte Orientierung an engen Theorien und die aufwendige Quantifizierung legen es offenbar manchmal nahe, das Augenmerk auf wenige meßbare Faktoren („Variablen“) zu konzentrieren und den Forschungsgegenstand zu isolieren, aus seinen vielfältigen gesellschaftlichen Bezügen strikt abzuheben. Auch haben solche Studien manchmal die Tendenz, die menschlichen Haltungen und Handlungen zu vernachlässigen und auf die Verknüpfung der von ihnen bevorzugten analytischen Verfahren mit hermeneutischen allzu sehr zu verzichten.

d) Doch ist diese Gefahr hierzulande ziemlich gering, denn auch die sozialwissenschaftlich orientierten Historiker sind bei uns zumeist so stark von der mächtigen historischen Tradition beeinflusst, daß sie trotz aller Theorieanwendung und Quantifizierung die nicht meßbaren Haltungen, Handlungen und Bedeutungen durchaus einbeziehen.<sup>38</sup> Meistens geschieht das so, daß man die z. T. theoretisch orientierte Strukturanalyse durch relativ konventionelles, theoriefernes hermeneutisches Verstehen der Haltungen und Handlungen ergänzt, z. B. im Falle des Wehler-Buches (oben S. 16 ff.) die Wachstumsanalyse durch die Nachzeichnung des außenpolitischen Entscheidungsprozesses.

Seltener ist derzeit noch der Versuch, die „subjektive Dimension“ zum Gegenstand einer eigenständigen theoretisch geleiteten Analyse zu machen. Doch gibt es dazu Möglichkeiten und Ansätze. Neben psychoanalytischen Theoremen, die bisher in der Geschichte nicht allzu weit geführt haben<sup>39</sup>, und der bisweilen benutzten Lerntheorie<sup>40</sup> ist u. a. an kultursoziologisch und kulturanthropologisch inspirierte Versuche zu denken, ein begriffliches Instrumentarium für die Erforschung von Bedürfnissen und Emotionen, Erfahrungsweisen und Denkformen, Kommunikation und Handlungsdispositionen, symbolische und instrumentellen Handlungen zu entwickeln. Soweit sie nicht im anti-theoretischen Fahrwasser steckt, drängen die Probleme der „Alltagsgeschichte“ (siehe oben S. 13 f.) in diese Richtung.<sup>41</sup> Doch die Verknüpfung von handlungs- und strukturtheoretischen Zugriffen bleibt schwierig.

### 3. Sozialgeschichte als Gesellschaftsgeschichte

Es gibt eine dritte Bedeutung von Sozialgeschichte: Sozialgeschichte als allgemeine Geschichte unter sozialgeschichtlichem Blickwinkel. Dafür wird manchmal das Wort „Gesellschaftsgeschichte“ gebraucht, aber dieses Wort ist nicht voll eingebürgert. Gesellschaftsgeschichte ist die Geschichte ganzer Systeme (eines Landes, eines Staates, einer Region,

<sup>37</sup> Siehe oben Anm. 33. Die dort erwähnte Gruppe QUANTUM gibt seit 1979 eine Zeitschrift unter dem Titel „Historische Sozialforschung“ heraus.

<sup>38</sup> Siehe dazu ausführlicher J. Kocka, *Theory and Social History*, in: *Social Research* 47, 1980, S. 442 f.

<sup>39</sup> Vgl. H.-U. Wehler (Hg.), *Geschichte und Psychoanalyse*, Köln 1971; ders., *Psychoanalysis and History*, in: *Social Research* 47, 1980, S. 519-36.

<sup>40</sup> Vgl. z. B. M. Vester, *Die Entstehung des Proletariats als Lernprozeß. Die Entstehung antikapitalistischer Theorie und Praxis in England 1792-1848*, Frankfurt 1970 (folgt sehr eng E. P. Thompson „*Making of the English Working Class*“).

<sup>41</sup> Siehe oben in Anm. 15 die Arbeit von A. Lüdtke, außerdem: H. Medick u. D. Sabeau, *Call for Papers: Family and Kinship; Material Interest and Emotion*, in: *Peasant Studies* 8, 1979, S. 139-160. Siehe auch die neueren Studien zur „Arbeiterkultur“, die in der Regel einen breiten Kulturbegriff zugrunde legen. Als knappe Einführung vgl. D. Langewiesche u. K. Schönhoven, *Einleitung*, in: dies. (Hg.), *Arbeiter in Deutschland*, Paderborn 1981, S. 20-27 (mit Literatur).

einer Stadt). Gesellschaftsgeschichte zielt auf Synthese, d. h. sie behandelt nicht nur den wirtschaftlichen Bereich und die sozialen Prozesse im engeren Sinn, sondern auch Politik und Staat, Kultur und Ideen in ihrem Zusammenhang. Gesellschaftsgeschichte bemüht sich um solche Synthesen, indem sie die sozialen und ökonomischen Faktoren und Dimensionen betont und als Strukturierungskern benutzt, sozusagen von der Gesellschaft her aufs Ganze blickt – nicht aber, wie früher zu allermeist der Fall, vom Staate oder von den Ideen her.<sup>42</sup>

Das Programm der Gesellschaftsgeschichte ist nicht unumstritten.<sup>43</sup> Es ist überdies bisher nur in Ansätzen eingelöst. Soweit es eingelöst werden kann, erfordert es Theorie. Denn ohne die theoriegeleitete Selektion ist die Gefahr groß, daß der Autor in der Fülle der Fakten ertrinkt und die einzelnen Aspekte nur assoziativ aneinanderreihet, ohne ihren inneren Zusammenhang wirklich zu zeigen.

Natürlich sind auch Synthesen keineswegs Abbildungen der gesamten vergangenen Wirklichkeit eines bestimmten Zeitraums, sondern auf wesentliche Grundlinien beschränkte Rekonstruktionen. Theorien dienen in der Gesellschaftsgeschichte dazu, das Untersuchenswerte auszuwählen und das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen, und zwar in einer im Hinblick auf Erkenntnisinteressen begründeten, vom Leser einigermaßen einsehbaren Art und Weise. Zweitens sollen Theorien in der Gesellschaftsgeschichte Hypothesen zur Verknüpfung der untersuchten Wirklichkeitsbereiche bereitstellen. Kausale und funktionale Beziehungen zwischen Bereichen und Teilsystemen, manchmal vielleicht auch nur Entsprechungen und Nicht-Entsprechungen, vor allem aber Determinanten des Wandels, treibende Kräfte sollten so in überprüfbarer Weise identifiziert werden, so daß die „Vermittlungen“ zwischen Ökonomie, Sozialstruktur, Politik, Kultur und anderen begrifflich separierbaren Teilsystemen (oder Dimensionen) geleistet und die Erklärung des gesellschaftlichen Wandels in der Zeit in Angriff genommen werden können. Drittens sollen Theorien in der Gesellschaftsgeschichte Hinweise zur angemessenen Periodisierung geben, die sowohl der zu untersuchenden Sache wie den verfolgten Erkenntniszielen entspricht. Viertens sollen sie den begrifflichen Rahmen für synchrone und diachrone Vergleiche liefern. Und fünftens müßten sie die vergangenen, zu erforschenden Phänomene zu gegenwärtigen Gesichtspunkten und Fragestellungen, Zielen und Interessen in Verbindung setzen und so das Vergangene für die Gegenwart bedeutsam machen.

Gesellschaftsgeschichte kann in inhaltlich verschiedener Weise realisiert werden. Doch die Zahl der Theorien, die die genannten Aufgaben wenigstens teilweise erfüllen und in den letzten Jahren in der Geschichtswissenschaft ausprobiert oder doch wenigstens diskutiert worden sind, ist begrenzt. Zum einen könnte ein historisch-materialistischer Ansatz, undogmatisch und flexibel verwendet, die meisten der genannten Faktoren in einer spezifischen Weise erfüllen. – Ein zweiter gesellschaftsgeschichtlich realisierbarer Theorieansatz konzentriert sich um den Begriff der „Modernisierung“. Er wurde vor allem zur Untersuchung des Deutschen Kaiserreichs verwandt. Die These von der Diskrepanz zwischen dessen ökonomischer Modernität und partieller sozio-politischer Rückständigkeit ist wohlbekannt. Auch dienten Modernisierungs-Theoreme zur Erforschung des Nationalsozialismus, der, aus diesem Blickwinkel, als mitbedingt durch bestimmte

<sup>42</sup> Als knappe Einführung siehe K. Bergmann u. a. (Hg.), Handbuch der Geschichtsdidaktik 1, Düsseldorf 1979, S. 132-134 (mit Literatur); ausführlicher: Kocka, Sozialgeschichte, S. 97-111.

<sup>43</sup> Siehe z. B. K. Hildebrandt, Geschichte oder „Gesellschaftsgeschichte“?, in: HZ 223, 1976, S. 328-357. Substantieller, obwohl ebenfalls nicht überzeugend, ist manche Kritik an der „Gesellschaftsgeschichte“ von marxistischen Positionen her, die ihr zuviel Eklektizismus und zuwenig theoretische Entschiedenheit vorwerfen. Z. B. G. Ziebur, Frankreich 1789-1870, Frankfurt 1979, S. 14-16.

Modernisierungsrückstände oder fortwirkende vormoderne Traditionen in einer sonst hochentwickelten Gesellschaft interpretiert werden kann. Dieser Ansatz könnte überdies die Basis für eine Synthese deutscher Geschichte vom Absolutismus bis zur Gegenwart in international vergleichender Perspektive abgeben. Es ist notwendig und möglich, der vielgestaltigen Kritik, die am Modernisierungsansatz in den letzten Jahren geübt worden ist, durch sorgfältige Umformulierungen zu begegnen.<sup>44</sup>

Auch mit weiteren Ansätzen ist experimentiert worden, so mit dem konjunkturgeschichtlich fundierten Lang-Wellen-Ansatz, wie ihn u. a. Hans Rosenbergs einflußreiches Buch „Große Depression und Bismarck-Zeit“ vorgeschlagen hat; oder mit einem umfassenden Konzept von Klassengesellschaft. Auch die Frage nach den Ursachen, Mechanismen, Erscheinungsformen und Folgen sozialer Ungleichheit könnte man in den Mittelpunkt eines gesellschaftsgeschichtlichen Ansatzes stellen und von daher ein Kategoriensystem entwickeln, das eine Vielzahl von Struktur- und Handlungsbereichen zu thematisieren, beschreiben, verknüpfen und analysieren erlaubt: von der physischen Reproduktion und den demographischen Veränderungen über Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse in Ökonomie und Arbeitswelt, über soziale und sozialpsychologische Strukturen und Prozesse der verschiedensten Art (Familienstruktur, Sozialisationsprozesse, Sprache, kollektive Mentalitäten, Freizeitverhalten, Vereine etc. ), über die Teilhabe an politischer Herrschaft und am politischen Prozeß bis hin zu künstlerischen, religiösen und wissenschaftlichen Entwicklungen.<sup>45</sup> – Jeder dieser theoretischen Zugriffe besitzt im Prinzip genügend Flexibilität, um in der konkreten historischen Analyse jeweils durch Elemente des anderen und durch zusätzliche Erklärungsmuster angereichert zu werden.

Gesellschaftsgeschichtliche Synthesen zu schreiben, gehört zu den schwierigsten Aufgaben, die sich der Historiker stellen kann.<sup>46</sup> Häufig wird man sich mit Synthese-Skizzen begnügen, die einen Rahmen darstellen, innerhalb dessen dann speziellere Themen – etwa die Geschichte einer sozialen Gruppe – besser eingeordnet und angemessen behandelt werden können.<sup>47</sup>

#### IV. Schlußfolgerungen

Abschließend sollen einige Einwände gegen theoretische Geschichte angesprochen und einige ihrer Leistungen zusammengefaßt werden.

1. Manchmal wird gesagt, theorieorientierte Geschichte verführe zur politischen Einseitigkeit und zur Verletzung der Objektivität. Oben sollte gezeigt werden, daß das Gegenteil der Fall ist. Verletzungen der wissenschaftlichen Objektivität gibt es sowohl in theorieorientierten wie in konventionell-narrativen Geschichtswerken, in diesen aber leichter als in jenen, denn Theorieanwendung zwingt zur Offenlegung von Prämissen und Wertungen, die sonst eher verdeckt mitgeschleppt werden.

<sup>44</sup> Vgl. dazu Kocka, Sozialgeschichte, S. 101-107; H.-U. Wehler, Modernisierungstheorie und Geschichte, Göttingen 1975; P. N. Stearns, Modernization and Social History, in: Journal of Social History 14, 1981, S. 189-209.

<sup>45</sup> Zu Rosenbergs Buch vgl. oben Anm. 7. – J. Kocka, Klassengesellschaft im Krieg, Deutsche Sozialgeschichte 1914-18, Göttingen 1978.

<sup>46</sup> H.-U. Wehler arbeitet an einer deutschen Gesellschaftsgeschichte vom späten 18. Jahrhundert bis 1945. Siehe Wehler, Vorüberlegungen zu einer modernen deutschen Gesellschaftsgeschichte, in: D. Stegmann u. a. (Hg.), Industrielle Gesellschaft und politisches System, Bonn 1978, S. 3-20.

<sup>47</sup> So in der oben in Anm. 29 genannten Studie von H. Reif.

2. Gegen theoretisch orientierte Geschichtswissenschaft ist manchmal eingewandt worden, sie trage unsere heutigen Kategorien und Begriffe an eine vergangene Welt heran und erschwere damit deren Rekonstruktion. Darauf ist zu antworten, daß historische Interpretation immer gewissermaßen einen Übersetzungsvorgang darstellt. Mit unseren heutigen Fragestellungen und Begriffen treten wir vorsichtig an eine vergangene Welt heran und entschlüsseln deren Bedeutung so, daß sie für uns, für unser Denken und für unsere Vorstellungen verständlich werden. Deshalb schreibt ja auch jede Zeit ihre Geschichte neu. Natürlich muß das behutsam geschehen und ohne Verwischung des zeitlichen und qualitativen Unterschieds zwischen heute und damals.

3. Gegen theoretisch orientierte Geschichtswissenschaft ist manchmal eingewandt worden, daß sie die bunte Vielgestaltigkeit der vergangenen Wirklichkeit verfehle und die reale Komplexität allzu schematisch verkürze. Darauf ist zweierlei zu antworten: Zum einen kann keine historische Interpretation, ob theoretisch oder nicht, die vergangene Wirklichkeit in ihrer ganzen Komplexität abbilden. Es geht nicht um eine Fotografie historischer Wirklichkeit. Sie ist unmöglich, und es wäre unsinnig, nach ihr zu streben. Vielmehr muß der Historiker immer das ihm Wesentliche auswählen, anderes weglassen, und was wesentlich ist, hängt nur zum Teil von den Fakten, zum großen Teil aber von den Fragen ab, die der Historiker an sie stellt – ob diese Fragen nun theoretisch formuliert sind oder nicht. Also: die Abbildung der bunten Vielgestaltigkeit vergangener Wirklichkeit ist so oder so kein sinnvolles Ziel historischer Arbeit.

Andererseits ist einzuräumen, daß der Historiker in stärkerem Maß als der systematische Sozialwissenschaftler gehalten ist, konkrete und komplexe Konstellationen in ihrer Vielgestaltigkeit zu begreifen statt allzu schnell zu abstrahieren. Daraus folgt, daß Theorien in der Geschichtswissenschaft auf besondere Art anzuwenden sind. Dies wurde oben angedeutet: Es empfiehlt sich, mehrere Theorien miteinander zu verknüpfen, nach Kriterien und in Formen, die hier nicht näher diskutiert werden können.<sup>48</sup> Es geht nicht um Unterordnung der Daten als Fälle unter die Theorie als Satz über Regelmäßigkeiten nach Art naturwissenschaftlicher Gesetzeserkenntnis. Es geht in der Geschichte nicht primär um Beweis oder Widerlegung von Theorie durch Daten wie in mancher systematisch-empirischen Wissenschaft. Die Theorie darf kein Prokrustes-Bett sein, in das man die Quellen zwingt, sondern eher ein biegsames Gerüst, das die Argumentation strukturiert, oder auch der Motor, der die Argumentation vorantreibt. Nie geht die Argumentation in der Theorie auf, und die Nicht-Kongruenz, der Abstand zwischen Wirklichkeit und Theorie ist die Regel.

4. Schließlich ein letzter Einwand: Theoretisch orientierte Geschichtswissenschaft sei einem breiteren Publikum – und auch den Schülern in der Schule – nur schwer zu vermitteln, spröde, wenig anschaulich und schwierig. Die Berechtigung dieses Einwands wird man zum Teil konzедieren. Dreierlei läßt sich vielleicht dazu sagen: a) Man soll nie mehr theoretischen Aufwand treiben als von der Sache her nötig. Das gilt auch für die Verwendung von Fachsprache. Theorie ist Mittel zum Zweck. b) Vielleicht muß man etwas stärker trennen zwischen der Forschung und der innerfachlichen Kommunikation einerseits und der Formulierung des Endergebnisses für eine größere Öffentlichkeit andererseits. Man kann überlegen, ob *theorieorientierte* Darstellungen stärker dem inner-professionellen Verkehr vorbehalten bleiben sollten, während sich das an ein breiteres Publikum wendende Buch – oder der Essay – sich vor allem *einfacherer* Darstellungsformen bedienen sollte, auch wenn dadurch dem Leser die methodischen Ent-

<sup>48</sup> Zu diesen Problemen vgl. den Hinweis oben Anm. 3.

scheidungen und theoretischen Fluchtpunkte des Autors weniger deutlich vorgestellt werden. Manche theoretisch-strukturgeschichtliche Einsicht mag in die Form der Erzählung übersetzbar sein. c) Aber nicht alle. Es bleibt eine Spannung zwischen Theorieorientierung und Breitenwirkung der Geschichtswissenschaft. Was deren Erklärungskraft steigert, reduziert manchmal ihre Eleganz von Verständlichkeit. Hier sind offene Probleme.<sup>49</sup>

Wie ich andererseits zu zeigen versucht habe, sind die Vorteile theorieorientierter Geschichtswissenschaft groß. Explizite Theorieverwendung steigert in der Regel die Rationalität der wissenschaftlichen Diskussion. Theorien helfen, sich selbst und anderen die mannigfachen Implikationen der Arbeit offenzulegen. Theorien erleichtern die Identifikation und Definition des Problems, die Strukturierung des Forschungsgegenstandes, die Entwicklung von Fragestellungen, die Einordnung und oft auch die Lösung des Problems. Sie ermöglichen Synthesen und vergleichende Forschung, über die hier kaum gesprochen wurde. Sie öffnen dem Historiker das große Erklärungspotential der systematischeren Nachbarwissenschaften und dienen als Brücke zwischen der zu untersuchenden Vergangenheit und der Gegenwart des untersuchenden Forschers.

Welche Theorien wie benutzt werden und wie dringlich sie sind, wechselt von Fall zu Fall. Es gibt Gegenstandsbereiche, die ohne Theorie überhaupt nicht erschlossen werden können. Die Industrialisierung, ökonomisches Wachstum und Krisen, soziale Ungleichheit, Mobilität und Klassenbildungsprozesse gehören dazu. Aber auch in allen anderen Fällen trägt explizite Theorieverwendung zur größeren Leistungsfähigkeit historischer Forschung bei. Selbst in Bezug auf Biographien läßt sich das zeigen.<sup>50</sup> Theorien sind keine Garantie für gute Geschichtswissenschaft, aber *ceteris paribus* wird Geschichtswissenschaft durch Theorie nur besser.

Ich habe hier für eine Geschichtswissenschaft plädiert, die die Traditionen des Historismus nicht abwirft, sondern aufnimmt, ergänzt, ausweitet und modifiziert; die hermeneutische und analytische Verfahren verknüpft; die von der Einsicht geprägt ist, daß Geschichte nicht in dem aufgeht, was die Menschen wechselseitig intendieren; für eine Geschichtswissenschaft, die ihre Erklärungskraft durch die Verwendung gegenstandsbezogener Theorien erhöht, auf ihre eigenen Prämissen reflektiert und mit den benachbarten Sozialwissenschaften eng zusammenarbeitet. Für eine solche Variante von Geschichtswissenschaft ist der Begriff „*historische Sozialwissenschaft*“ vorgeschlagen worden.<sup>51</sup>

<sup>49</sup> Die Diskussion über das Verhältnis von Theorie und Erzählung ist in vollem Gang. Siehe den von Kocka und Nipperdey hg. Bd., oben Anm. 1. Dabei wird aber häufig das Problem verschoben durch eine immense, vom üblichen Sprachgebrauch abweichende Ausweitung des Begriffs der „Erzählung“. Wenn man dies tut (wie Baumgartner im genannten Sammelband), subsumiert man unter „Erzählung“ Forschungs- und Darstellungsformen mit, die in diesem Aufsatz unter „Theorie“ gefaßt wurden. Auf diese Weise verwischt man das Problem. Wenn im Vorhergehenden Theorie von Erzählung abgesetzt wurde, so war „Erzählung“ in einem engen Sinn verstanden, nämlich als Darstellungsform, die vor allem ereignis-, handlungs- und personengeschichtliche Zusammenhänge in der Zeit rekonstruiert, nicht aber Thesen formuliert und testet noch Strukturen rekonstruiert.

<sup>50</sup> Siehe Ch. Meier, Vor der Schwierigkeit, ein Leben zu erzählen. Zum Projekt einer Caesar-Biographie, in: Kocka und Nipperdey (Hg.), *Theorie und Erzählung*, S. 229-258.

<sup>51</sup> Vgl. H.-U. Wehler, *Geschichte als Historische Sozialwissenschaft*, Frankfurt 1974; R. Rürup (Hg.), *Historische Sozialwissenschaft*, Göttingen 1977; als knappe Einführung in den Begriff und seine Problematik mit Literatur vgl. J. Kocka, *Historische Sozialwissenschaft*, in: K. Bergmann u. a. (Hg.), *Handbuch der Geschichtsdidaktik 1*, Düsseldorf 1979, S. 136-138.

Ob man diese Bezeichnung akzeptiert, ist zweitrangig; die Sache selbst ist wichtiger. Jedenfalls hat „historische Sozialwissenschaft“ in den letzten anderthalb Jahrzehnten deutlich an Boden gewonnen, in verschiedenen Spielarten, wenn es sich auch weiterhin um eine minderheitliche Strömung handelt. Insofern hat sich die geschichtswissenschaftliche Landschaft grundlegend geändert.

Es mag in der Tat mißverständlich sein, von einem „Paradigma-Wechsel“ zu sprechen.<sup>52</sup> Denn diese von Entwicklungen in den Naturwissenschaften abgezogene Vorstellung paßt vielleicht doch nicht ganz auf die Geschichtswissenschaft, und tatsächlich hat nicht die Ersetzung eines alten Paradigmas stattgefunden, sondern eher dessen Veränderung, Erweiterung und Pluralisierung oder aber Ergänzung durch ein anderes.<sup>53</sup> Aber zu kurz greift, wer diesen Wandel als bloßen Richtungs- und Bewertungswandel interpretiert.<sup>54</sup> Denn wenn sich auch die geschichtswissenschaftlichen Methoden im elementarsten Sinn nicht grundlegend verändert haben, so doch die Fragerichtungen und Blickweisen, das Verhältnis von Theorie und Empirie, das Verhältnis zu den Nachbarwissenschaften, die Definition der Probleme und die zugelassenen Problemlösungen, auch das Urteil darüber, was als untersuchungswürdig gilt und wann eine Frage als hinreichend beantwortet akzeptiert wird. Das sind tiefgreifende, wenn auch nicht revolutionäre Veränderungen der „disziplinären Matrix“<sup>55</sup>, Paradigmaveränderungen durchaus. Die innere Vielfalt der Geschichtswissenschaft hat – wer würde *das* nicht begrüßen – erheblich zugenommen.

---

<sup>52</sup> So u. a. Kocka, Sozialgeschichte, S. 67 ff.; H.-U. Wehler, Geschichtswissenschaft heute, in: J. Habermas (Hg.), Stichworte zur ‚Geistigen Situation der Zeit‘ 2, Frankfurt 1979, S. 709-753, bes. S. 710 ff.; H. Süßmuth, Historische Sozialwissenschaft und Historische Anthropologie, in: J. Rüsen und H. Süßmuth (Hg.), Theorien in der Geschichtswissenschaft, Düsseldorf 1980, S. 138-173, hier S. 138 f., 166.

<sup>53</sup> Diese und ähnliche Überlegungen bei J. J. Sheehan, in: GG 7, 1981, S. 259-261; sowie in K. Reppens Beitrag in diesem Heft.

<sup>54</sup> So K. Reppen, Methoden- oder Richtungskämpfe in der deutschen Geschichtswissenschaft seit 1945?, in: GWU 30, 1979, S. 59-610, bes. S. 595, 603-607.

<sup>55</sup> Von Th. Kuhn vorgeschlagenes Synonym für „Paradigma“. Dazu oben S. 8 ff. und Anm. 5.